

(Nachdruck verboten.)

7

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Jig.

Es gab eine schreckliche Pause. Ohne hinzusehen, wußte das Mädchen, daß der mütterliche Kopf jetzt in immer schnellere Bewegung geriet, bis die äußerste Form der Verneinung erreicht war.

„Hör' Du — der Liebe Frau' ich nicht! Nein — nein!“ — hier tremolierte die kränkliche Stimme, so daß sie tönte wie das Meckern einer Ziege — „dahinter steckt etwas! Dich kenn' ich zu gut. Mach' nur keine Flausen. Es wird wohl so ein Schürjer und Kurmacher hinter Dir her sein!“ Da merkte die Tochter, daß, während alles auf dem Spiel stand, ihr die Vermessenheit fehlte, diesen geharnischten Angriff mit einem achselzuckenden Lächeln oder einem Aufschrei der Entrüstung: „Bist Du denn närrisch?“ abzu schlagen. Zur schlimmsten Anzeit kehrte auch der Kantonsrat von seinem Streifzug zurück. Der belfernde Ton seiner Gattin klang noch in seinen Ohren nach und der Verstand hegte nun wie ein Jagdhund hinter den fließenden Worten her. Herr Stadler blickte hierauf sowohl über den Kneifer als die Brille weg — ein Zeichen wachsender Verstimmung.

„Wenn Du so etwas denkst, kann ich ja dableiben!“ sagte Elisabeth, die Gabel und Messer fahren ließ. Ihr Gesicht war ein deutliches Schuldbekennnis. Mit dem Trotz eines überführten Verbrechers stand sie vom Tisch auf und suchte mit einem stummen Vorwand in die Küche zu entweichen. Der Schmerz über das verspielte Stelldichlein und die schlechten Aussichten für künftige Begegnungen mit dem Geliebten beraubte sie im Nu jeglicher Selbstbeherrschung. Weinend stürzte sie auf die Tür zu.

Nach der ersten Ueberraschung suchte die Frau triumphierend den Blick ihres Gatten, der ihr jedoch diesen großen Gefallen nicht tun mochte. Schon hatte er wieder die laufige Zeitung in der Hand. Aber wer nicht sehen will, muß hören.

„Hab' ich's nicht gesagt, — mit dem Kind sei etwas vorgegangen? Da hast Du jetzt den Beweis! Seit etlichen Wochen ist es wie umgewandelt. So mürrisch und kopfscheu hat es noch niemand gesehen. Und das kommt einzig und allein von dem Gesäufte in die Stadt. Ich will ein Narr sein, wenn da nicht eine dumme Geschichte herauskommt.“

Hier riß jedoch dem Vater der Geduldsfaden.

„Wenn Du nichts Präzises weißt, so behalt's für Dich — das Gemähre!“ Danach gab er sich von neuem den Anschein, als lese er eifrig weiter, während ihm in Wirklichkeit die Buchstaben tanzten vor den Augen, denn die Elisabeth war ihm das Liebste auf der Welt, mehr als Gattin und Sohn zusammen. Darum hatte er ihr verändertes Wesen nicht minder scharf wahrgenommen.

„Nur keine Angst! Ich komme schon noch hinter die Schliche. Man hat denn allbereits etwas läuten hören!“ rief Frau Stadler so laut, als wollte sie auf diese Weise ein drohendes Unheil abwenden. Unter Stöhnen beugte sie sich dicht zu ihrem Mann heran und flüsterte ihm über die Schulter geheimnisvoll zu: „Weißt Du, was ich glaube?“

Doch sei es nun, daß er wirklich glaubte, eine böse Nachricht hören zu müssen, oder daß er im Gegenteil des Mädchens Aufrichtigkeit über jeden Zweifel erhaben hielt, — er warf die Zeitung fort und sagte, sich geräuschvoll aufrichtend: „Nein, zum Donnerwetter, nichts will ich wissen! Und wenn es“ (sie sprach von der Tochter immer noch wie von einem kleinen Kinde) „und wenn es in die Stadt will, so soll's in Gott's Namen gehen. Es ist denn, mein' ich bald alt genug, um selber zu wissen, was sich gehört.“

Das war ein unumstößliches Machtwort.

„Meinetwegen denn!“ seufzte die Mutter, und das hieß in ihrer Geheimschrift soviel wie: „So nehme denn das Verderben seinen Lauf. Ich erlebe gottlob die Schande nicht mehr.“

Der Kantonsrat machte es wie alle Menschen, die genötigt sind, den Blick nach innen zu richten. Er stellte sich ans Fenster und starrte hinaus in die verkümmerte Welt, ohne das mindeste vor ihr wahrzunehmen. Hinter seinem Rücken spannt lauter Befagen und warme Wohnlichkeit. Auf dem

blanken schachbrettartigen Parkett lagen sich ein Tiger- und ein Bärenfell feindselig gegenüber. „Wenn ich nur diesen schweren, schnitzbeinigen Burschen von Tisch nicht zu tragen hätte!“ fauchte der Tiger mit bernsteingelben Augen und ausgestreckten Laken. Das eine Tischbein bohrte sich wahrhaftig gerade in sein Genick.

„Komm Du nur!“ lachte der schwarze Bär und streckte die rote Zunge heraus. Er lag wohlbehütet zwischen drei grünen Pflüschfesseln. Aber da kam gerade die Magd zum Abräumen in die Stube und machte dem Bank ein Ende. Denn mit der war nicht zu spaßen. Die hatte mitunter so merkwürdige Wutanfälle. Erst gestern früh, als die andern noch schliefen, mußten sie beide in der Hundekälte wieder eine geschlagene Stunde aus dem Fenster hängen und wurden dazu noch erbärmlich durchgehauen.

Die bejahrte Magd postierte sich zuerst hinter den Stuhl der Herrin und schob ihn mit der schlummereligen Last stillschweigend ans andere Fenster, das gegen die Schiffände hinausging.

„Uff!“ knirschte der Tiger, denn das Rad ging gerade über eine Lücke weg. Die Kranke hatte nun einmal das komische Vorurteil, nach Tisch nirgends besser als am Fenster einnicken zu können.

„Sagt denn dem Elsi, es soll mir ein neues Kontobuch aus der Stadt mitbringen!“ gebot Herr Stadler der treuen Magd, vor der auf die Dauer kein noch so großes Geheimnis bestehen konnte, — namentlich nicht, wenn es sich um ihren Liebling handelte, dessen Anhänglichkeit zwischen Herrin und Magd fortwährend die heftigsten Eifersuchtszenen hervorrief. Sie meinte denn auch mit ungemein bedauernder Stimme — ungefähr wie man von einem Kranken spricht, er werde leider bald ins Gras beißen müssen —: „Es wird, schätz ich, keine besondere Lust mehr haben — heut!“ Und das war ein Gieb, der die Kantonsrätin bis ins innerste Herz hinein verwundete.

„Se, so wird Dich das wohl nicht kümmern, oder?“ fuhr sie wie gestochen auf, wonach die Magd sich mit empörender Lustigkeit dagegen verwahrte: „Nein, gewiß nicht! Behüt' mich unser Herrgott. O herrjemine! Ich wüßte nicht, warum? Du meine Güte! Nein, nein. Ich hab' andere Sachen im Kopf. Von mir aus mögen“ —

„Herr im Himmel! Erlöse mich!“ stöhnte Frau Stadler verzweifelt.

„Macht's kurz!“ entschied der Herr schroff.

Da steuerte der energische Hausgeist schon mit einer Ladung Geschirr in die Küche hinaus, und im Abgehen vollzog ihr rechter Schlarpenfuß einen Türschluß, wie ihn adretter kein Akrobat leisten konnte.

„Was gilt's, die Trulle hat auch wieder die Hand im Spiel. Es müßte nichts Verkehrtes sein! Und wenn das wahr ist, was mir gestern die Frau vom Stationsvorsteher berichtet hat, so nimmt mich bald nichts mehr wunder!“ warf die Frau schnell noch einen Köder aus. Und siehe da — der Fisch schnappte danach.

„Sa, das ist mir die Rechte! Den möcht' ich sehen, dem die ihr Maul noch nicht angehängt hat!“ machte er verächtlich und spie ein zerkautes Streichholz aus. Aber er war doch sehr gespannt, was nun weiter kommen würde.

„Om — es ist ihr halt aufgefallen, daß jedesmal, wenn „unseres“ in die Stadt fährt, auch der . . . der Dingsda einsteigt und ausgemacht mit dem gleichen Zug zurückkommt.“

„Was für ein Dingsda!“ polterte nun der Alte drauflos.

Salb bereute die Frau schon, ihre Zunge so weit gelockert zu haben.

„Se, Du weißt doch . . . der neue Gast — jetzt wirft Du's ja, enfin, merken!“ gab sie widerwillig zurück und gewärtigte, da sie ihrem Mann den Rücken kehrte, mit Wangen ein lautes Donnerwetter. Er blieb jedoch unheimlich still. Sie konnte eben nicht sehen, wie der Alte den Kopf nach ihr herumwarf und mit zusammengezogenen Brauen horchte, als müßte noch etwas nachkommen. Und deshalb begann die Frau, vor lauter Unbehagen ein langes und breites zu schwätzen.

„Was hält' ich sagen sollen? Ntem, ich tat eben so, als macht' ich mir gar nichts draus. Aber dann fing sie an, es sei doch wunderbar, warum der junge Herr da oben im Tobel

überwintern wolle. Er könnt' es doch gewiß in der Stadt anständiger finden. Oder ob am Ende die gefällige Marei der Leim sei, an dem er klebe? Wie wenn das uns besonders anginge! Die boshafte Taiche!

Der Wirt zum Steinbock überlegte noch eine Weile, seine Räder sanken langsam herab, und zuletzt blinzelte er nur noch ein wenig ins Nicht.

„Es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn ich nicht der Mann wäre, solchen Dumereien ein Ende zu machen!“ sagte er für sich. Dabei bedachte er wieder einmal, daß sein schönes, einträgliches Antwesen über kurz oder lang in Elisabeths Hände kam. Der Sohn studierte die Rechte, dessen Wirkungskreis lag draußen wo. Somit konnte Elisabeth, wenn sie der Vernunft die Ehre geben wollte, instinktiv nur einen Gefährten nehmen, der das Zeug hatte, dieses Hauses Bestehen zu verbürgen. Das mußte ihre Lösung sein und bleiben. Dafür wollte er dem Mädchen noch die Augen öffnen. Was? So ein Fegnest von Zeitungsschreiber jagte in seinem Revier? Obacht, ihr Teufel Herr Stadler war ein Mann, der lebte und leben ließ. Und deshalb gefiel ihm im Grunde der junge Anderegg nicht übel. Der konnte vielleicht noch manchen Holl über sich selbst hinauswachen, aber niemals — soviel stand fest — der Eidam des Herrn vom „Steinbock“ werden! Wer dem Bürschlein scharf in die Augen sah, mußte merken, daß den der Satan ritt — und niemand konnte wissen, wohin. Da lag der Hase im Pfeffer! Kam aber die Elisabeth eines Tages mit dem ärmsten Schlucker an der Hand, so wollte er als Vater nicht auf den Beutel drücken, sofern er nur einer von den Bodenständigen war. Dafür hielt er das Kind denn doch zu wert. Der Heinrich Anderegg hingegen gehörte zum Lobelvolk, er war und blieb wohl zeit- lebens ein rechter Landstörker, ohne Rast, ohne Ruh, ohne bleibende Statt. Und so einer war nicht imstande, seine Tochter glücklich zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der erste Arbeitstag.

Von Haus Anrud.

(Schluß.)

Jetzt waren sie alle versammelt, mit Ausnahme von dem Faulpelz Jens Perhus, den sie langsam die Straße heruntererschleudern sahen. Christian rief ihm zu, er möchte sich gefälligst beeilen und dann sagte er:

„Jetzt mußt Du die Pferde anschnüren, Trampelpeter. Jetzt müssen wir anfangen, und er nahm seinen Eimer über den Arm, warf die Hade über die Schulter und ging mit langen Schritten an der Spitze des ganzen Zuges hinüber nach dem Kartoffelfeld.“

Sie verteilten sich über eine lange Kartoffelfurche, ein Erwachsener zum Graben und ein Junge zum Auflesen, und Christian richtete es so ein, daß er abwechselnd vor Ola Nordlien selber und vor Trampelpeter aufsaß, denn die graben nicht die ganze Zeit, — Ola mußte eine neue Furche auspflügen, wenn die eine geerntet war, und Trampelpeter sollte die Kartoffelsäcke zum Hof fahren.

Ola setzte den Pflug an und pflügte eine Furche um, so daß die schönen weißen Kartoffeln über die schwarze feuchte Erde hinausrollten, alle Rücken bückten sich, um zu graben, und alle die kleinen Hände gingen wie Trommelschlägel, um aufzulesen; es wuchs schnell an in den weißen Säden, die in einer Reihe hinter ihnen standen, denn Christian und einige andere wettsiferten, weißen Sack am schnellsten voll würde, und wer seinen Eimer am öfteksten leeren könnte, — es ging scharf zu beim Kartoffellesen auf Nordlien an dem Tage.

Die erste Zeit verging sehr rasch, ehe Christian sich versah, war die Frühstückszeit da und sie sollten zurück und essen. Als sie gegessen hatten und draußen im Hofe saßen und satt und zufrieden ausruhten, sagte Ola Nordlien:

„Ja, so geht es, wenn man einen tüchtigen Großnecht hat; ich weiß mir keinen besseren Rat, als daß ich Christian doppelt Tagelohn bezahle, wenn er Jens Perhus wirft; aber daran zweifle ich, denn Jens ist zäh.“

Christian zögerte eine Weile, aber dann stand er auf, zog den Gürtel bis ins neue Loch, spuckte in die Hände und sagte:

„Ja, so komm heran, Jens.“

Sie fuhren auseinander los und keiner gewann gleich; aber schließlich sank Christian auf die Kniee und in demselben Augenblicke sprang der Gürtel entzwei. Er stand mit rotem Gesichte auf und hielt den Gürtel vor.

Ja, so verlor, aber hier siehst Du, Ola Nordlien, wäre der Gürtel so stark gewesen wie ich, so hätte ich ihn geworfen.“

Dann begannen sie von Stärke zu reden, und Trampelpeter, der gern für sehr stark gelten wollte, sprach davon, daß er eine Tonne Kartoffeln auf den Wagen heben könnte.

„Ja, das kann ich auch — mit dem Maul“, sagte Christian ganz trocken und ernst, so daß Ola Nordlien und die anderen lachten; aber seitdem waren Trampelpeter und Christian nicht besonders gut aufeinander zu sprechen.

Die Zeit bis Mittag verging nicht ganz so schnell, es war tüchtig warm geworden und die Sonne stand ihnen gerade auf dem Rücken. Es kann schon sein, daß Christian das eine oder andere mal nach der Sonne schielte, um zu sehen, ob es nicht bald Zeit wäre, aber er sagte nichts, er las eben so schnell und er machte auch darauf aufmerksam, daß Jens Perhus kniete, anstatt den Rücken zu beugen. Das war keine Art, wenn etwas ausgerichtet werden sollte, Jens sollte, bitte, seinen faulen Rücken beugen. Aber als es gegen Abend ging, kam es doch vor, daß Christian selber ein wenig Erde auf die Kniee bekam, wenn es niemand sah, und er war bedeutend runder im Rücken geworden als er am Morgen war. Doch da war auch Ola Nordlien gleich fertig, und er schidte ihn nach dem Hofe, um seine Hade umzutauschen; er verstand, daß Christian sich einmal ausruhen mußte.

Endlich war es Abend geworden, die Sonne war untergegangen, die Pferde waren auf die Wiese gelassen, alle hatten gegessen und standen draußen im Hofe, bereit nach Hause zu gehen, die Männer mit den Pfeifen im Munde und die Frauen schon ein gutes Stück auf dem Heimwege — sie mußten nach Hause und die Kühe für den Abend melken.

Der Wagen mit der letzten Kartoffelladung stand am Kellerloch und Trampelpeter stand und lehnte sich daran.

Er blickte sich heimlich um, tat aber, als wäre er ganz in Gedanken, wie er den einen Kartoffelsack am Sackband nahm und ihn auf die Erde herunterhob. Kurz darauf hob er ihn auf dieselbe Weise wieder in den Wagen und sah sich heimlich um. Ja, sie hatten es beobachtet und Ola Nordlien sagte auch gleich:

„Ja, Du hast doch Kräfte, Per. Was meinst Du, Christian?“

„Ach, das war doch nicht so gefährlich.“

Da wurde Trampelpeter böse.

„Rein, hört mal den Burschen da.“ Er nahm wieder den Sack und hob ihn herunter. „Du mußt viel Drei essen, ehe Du so weit bist, daß Du ihn wieder auf den Wagen kriegen kannst.“

„Vielleicht könnte ich es gleich tun“, meinte Christian.

„Ja, wenn Du das kannst, so will ich der schlechteste Bursche im ganzen Kirchspiel sein.“

„Da bist Du mein Zeuge, Ola Nordlien, borg mir bitte einen Sack. Und ehe Trampelpeter ein Wort gesagt hatte, hatte Christian den leeren Sack auf den Wagen gesetzt und begann die Kartoffeln aus dem einen in den anderen zu füllen. In unglaublich kurzer Zeit war er fertig und warf den leeren Sack hinterher auf den Wagen.“

„Jetzt sind die Kartoffeln und der Sack dort und jetzt bist Du der schlechteste Bursche im ganzen Kirchspiel, Trampelpeter.“

Trampelpeter spuckte weit aus und lief ins Haus.

Ola Nordlien lachte, bis ihm die Tränen kamen.

„Ja, wenn jemand doppelten Tagelohn verdient hat, so bist Du es, Christian. Sollen wir gleich abrechnen oder kann ich Dich morgen wieder bekommen?“

„Du verstehst, ich muß Dir helfen, bis Du mit den Kartoffeln fertig bist.“

Als Christian allein seinen Nachhauseweg über die Abhänge hinaufschlenderte, fühlte er sich merkwürdig schwach in den Knien. Es war am besten, daß er sich ein wenig hinsetzte. Er hatte nur ein paar Minuten bis nach Hause, aber er konnte sich trotzdem ein wenig ausruhen, und so setzte er sich an den Begrund.

Auf einmal fing der Kopf an zu nicken, erst nach der einen, dann nach der anderen Seite; ehe er sich versah, hatte er sich hintenüber gelehnt und war süß eingeschlafen.

Die Mutter hatte im Fenster gestanden und zugehört. Gleich darauf war sie bei ihm:

„Du mußt jetzt aufwachen und nach Hause kommen, Christian. Du hast Dich wohl heute ordentlich angestrengt.“

„Bist Du es, Mutter? Wo bin ich?“ Er rieb sich die Augen.

„Du bist hier draußen eingeschlafen, Christian.“

„Bin ich eingeschlafen? Du, Mutter — es ist vielleicht am besten, Du erzählst das nicht so, daß der Rummel, der Trampelpeter, es hört. — Uebrigens eine Schande ist es nicht, denn ich habe auch doppelten Tagelohn verdient.“

Soziale Einrichtungen der Polarvölker.)

Von Dr. A. Byhan.

Bei der Betrachtung der primären sozialen Bildungen bei den Polarvölkern ergibt sich, daß sie bei ihnen verschiedene For-

*) Im Zeitalter der Nordpolentdeckungen dürfte es angemessen sein, daran zu erinnern, daß im hohen Norden über ein riesiges Gebiet gerittet Menschen leben, deren Einrichtungen und Sitten von höherem Interesse sind als die Rekords der Sportsreisenden. In den neueren Reisebeschreibungen der Nordpolfahrer sind die Polarvölker meist zu kurz gekommen. Um so dankbarer ist es, daß

men gezeitigt haben: bei den einen ist die Mutter der feste Pol, um den sich das Familienleben bewegt, bei den anderen ist der Vater oder Mann der maßgebende Faktor.

Die erste Art, das sog. Matriarchat, hat sich im Osten am besten erhalten. Bei den Jätlmen und den Eskimo ist der Mann verpflichtet, im Hause der Eltern seiner Frau zu wohnen; erst nach dem Tode der Eltern, insbesondere der Schwiegermutter, darf er sich einen eigenen Hausstand gründen. Stirbt der Mann, so kehrt die Frau mit den Kindern zu ihrer Sippe zurück. Mit der zentralen Stellung der Frau hing ganz folgerichtig die Sitte der Aleuten zusammen, daß nicht der Vater seinen Kindern gegenüber als Autorität galt, sondern der Oheim, der Bruder der Mutter und ihr natürlicher Beschützer. Wenn die Kinder einer Frau auch von verschiedenen Vätern stammten, so wurden sie von den Aleuten doch für rechte Geschwister gehalten und durften nicht untereinander heiraten. Hatte ein Mann aber verschiedene Frauen gehabt, so bestand keine Verwandtschaft zwischen deren Kindern, und Ehen zwischen diesen waren erlaubt.

Da nach dieser Auffassung von Blutsverwandtschaft alle Angehörigen der Mutter miteinander verwandt sind, so sind Ehen, innerhalb desselben Geschlechts oder Stammes verboten und nur zwischen Mitgliedern verschiedener Sippen oder Stämme gestattet. Dieses Gesetz, die Exogamie, steht bei Eskimo, Ostjaken, Samo-jeden usw. noch in Kraft. Demgemäß ist Heirat zwischen Stiefsohn und Stiefmutter, Schwiegervater und Schwiegertochter, Schwiegersohn und Schwiegermutter möglich. Eine Abwehrmaßregel dagegen bildet vielleicht die Sitte der Ostjaken, daß Schwiegervater und Schwiegertochter sich nie sehen dürfen, und Schwieger-sohn und Schwiegermutter wenigstens so lange nicht, als noch kein Kind geboren ist. Abgesehen ist einander, so muß eins von beiden sich umdrehen und den Kopf verhüllen. Diese merkwürdige Sitte kommt auch in Afrika, der Südsee usw. vor. Bei den Jenissejern darf der Schwiegervater den Namen der Schwiegertochter nicht kennen und nicht mit ihr reden.

Totemismus scheint bei den Polarvölkern nicht vorhanden zu sein. Wenn sich bei den westlichen Eskimo in Alaska Anfälle dazu finden, so rühren sie von den benachbarten Indianern her. Nur von den Jakuten berichtet Billing einen wie Totemismus aussehenden Brauch. Jeder Jakutenstamm, sagt er, hat einen heiligen Gegenstand, wie z. B. den Adler, den Schwan, den Hengst, der aber nicht angebetet wird.

Das Gegenstück zu den Familienorganisationen der Jätlmen und Eskimo bildet die vaterrechtliche der Jakuten. Hier herrscht der Vater als unumschränkter Patriarch. Die Söhne sind seine Knechte und müssen ihm allen Verdienst und Erwerb aus-händigen. Der Vater kann sein Vermögen nach Belieben unter sie verteilen, kein Sohn hat Anspruch darauf. Bei seinem Tode tritt der älteste Sohn in seine Rechte und Pflichten ein. Ist kein Sohn da, so übernimmt der Stammes- oder Familienälteste das Patriarchenamt. Verheiratet sich ein Sohn, so bleibt er mit seiner Frau im Vaterhause, wo sie beide vom Vater unterhalten werden, aber auch für ihn arbeiten müssen.

Bei den meisten Polarvölkern wird der Mann durch seine Verheiratung selbständig und gründet mit seiner Frau einen neuen Hausstand innerhalb seines eigenen Geschlechts und Stammes. Daneben bestehen aber einige Gebräuche, die sich nur als Reste einer einst vorhandenen mütterlichen Familienordnung deuten lassen. So nimmt die ostjakische Mutter ihre eben angetraute Tochter aus dem Hause des Schwiegersohns noch einmal mit zurück, und erst am nächsten Tage siedelt diese endgültig zu ihrem Manne über. Bei den Lapponen müssen junge Eheleute ein Jahr bei den Eltern der Frau wohnen. Bei den Samo-jeden besucht die junge Frau einige Zeit nach der Eheschließung mit ihrem Manne ihre Eltern, und beide bleiben wochenlang dort. Diese Besuche wiederholen sich oft, und jedesmal gibt der Vater Geschenke, so daß die Frau mehr von ihren Eltern als vom Manne unterhalten wird.

Was die Art der Eheschließung, die Heimsführung der Frau, anbelangt, so dürfte ihre älteste Form wohl die gewaltsame Aneignung, der Raub, sein. Die Aleuten, Jätlmen und Korjaken z. B. schleppten bei ihren inneren Kämpfen die Weiber der besieigten Nachbarn als Gefangene fort. Die Tschuktschen holten sich ihre Nebenfrauen von den Eskimos auf der amerikanischen Seite der Beringstraße. Sonst haben sich Spuren oder Erinnerungen an diesen einst wohl überall üblichen Brauch nur in Gestalt von Scheinkämpfen erhalten. Wenn bei den Samo-jeden der Ehe-vertrag zwischen dem Brautvater und dem Bräutigam abgeschlossen ist, und die Braut mit diesem fortziehen soll, so sträubt sie sich scheinbar aus Leibeskräften dagegen und muß mit Gewalt auf dem Schlitten festgebunden werden.

Auf ganz andere Weise mußte der junge Jätlme eine Frau erringen: durch den Brautdienst. Der Bewerber trat in den Dienst des Vaters seiner Auserwählten und blieb da ein bis vier Jahre als Knecht, bis er dessen Gunst erworben hatte, und

dieser zu ihm sagte: „Gwale!“ (= Hasche sie). Daraufhin mußte er suchen, die günstiger Gelegenheit dem Mädchen seinen Hals-schmud in die Hosentaschen zu stecken, wogegen diese sich durch Anlegen vieler Kleider wappnete. Wurde er bei so einem Versuche von den Verwandten ertappt, so wurde er geprügelt, gelang es ihm aber unbemerkt, so galt damit die Ehe für geschlossen. War es ihm aber nicht möglich gewesen, die Gunst des Vaters und der Tochter zu erringen, so war alle seine Mühe umsonst gewesen. — Die Sitte eines einjährigen Brautdienstes herrscht auch bei den russischen Lapponen und soll ebenfalls bei den Tungusen vorkommen.

Aus Frauenraub und Brautdienst hat sich nach Entstehung des Privateigentums der Brautkauf entwickelt, der jetzt bei allen Polarvölkern die einzige Art der Eheschließung ist. Von den Lapponen bis zu den Grönländern rund um den Pol herum, gilt das Mädchen als ein wertvolles Haus- und Nutztier, durch dessen Erwerb der Käufer entsprechenden Gewinn und Vorteil, und aus dessen Verkauf der Besitzer den Lohn für die Mühe der Aufzucht und des Anlernens zu erzielen hofft. Je geschickter ein Mädchen in der Hauswirtschaft, desto höher wird es eingeschätzt, natürlich unter Berücksichtigung des beiderseitigen Vermögens. Bei den Rentiernomaden wird der Kalhm (Kaufpreis) meist in Rentieren bezahlt. Bei den Samo-jeden kostet ein Mädchen 10 bis 100 Rentiere nebst Kleidern und Pelzwerk; bei den Jakuten etwa 16 außer dem Kurim, d. h. rohem Fleisch zum Hochzeitsmahl und Branntwein. Die nomadischen Tungusen geben als Schurum 1—20 Rentiere, die festhaften erlegen für den Brautvater den Zafal auf 1—3 Jahre. Jetzt wird an Stelle der Tiere auch bares Geld gezahlt, bei den südlicheren Tungusen 500—5000 Rubel. Auf den Aleuten bestand der Preis in Parken, Waidaren und Kalgen, d. h. Sklaven oder Knechten. Die Braut bekommt bei den Eskimo u. a. nur ihre Kleider und persönlichen Gebrauchsgeräte mit. Bei den Samo-jeden hat schon eine annähernde Ausgleichung stattgefunden, denn dort gibt ihr der Vater außer Kleidern und Gerätschaften noch eine Mitgift von 3—4 Schlitten, die mit Tuch beladen und mit neuen Rentierhäuten bedeckt sind. Der Tunguse muß eine Mitgift (ischij) bewilligen, die im Werte einem Viertel des Schurum gleichkommt; überdies schenkt die Braut dem Bräutigam selbstgefertigte Kleider, um ihre Geschicklichkeit im Nähen und Sticken zu erweisen. Bei den Jakuten beträgt die Mitgift sogar die Hälfte des Kalhm.

Da die Frau käuflich ist, so ist es begreiflich, daß sie vom ersten Käufer auch weiter verhandelt, veräußert oder verschenkt werden durfte. Bei den Tungusen konnte die Witwe von den Erben wieder verkauft werden. Auf manchen Aleuteninseln taufschte der Mann Frau und Kinder im Falle der Not gegen Lebensmittel aus; auf anderen Inseln durfte er sie nur mit ihrer Zustimmung auf einige Zeit oder für immer abtreten. Jakuten und Jätlmen traten sich ihre Frauen gegenseitig ab, wenn sie ihrer überdrüssig waren. Die westlichen und die zentralen Eskimo verlehnen ihre Frauen an Freunde auf die Dauer einer Jagd- oder Handelsreise aus; finden beide Teile dabei aneinander Gefallen, so wird ihre Vereinigung zu einer dauernden. In Alaska schließen Freunde zuweilen einen Vertrag ab, in jedem zweiten Monate ihre Frauen auf 1—2 Wochen auszuwechsell. Bei den Korjaken kann der Mann einen solchen Vertrag auch mit mehreren verheirateten oder unverheirateten Männern abschließen, die Kinder gehören dann zu dem Oberhaupt der Familie, wo sie geboren sind (Gruppenehe). In Grönland werden die Frauen bei gewissen Festen, z. B. beim Lampensößfest ausgelauft, und an der Repulse-Bay wandern sie zu bestimmten Zeiten von Hand zu Hand, bis sie wieder zu ihrem rechtmäßigen Gatten zurückgelangen. Weit verbreitet ist die Sitte, Gastsfreunde durch Ueberlassung von Frauen als der wertvollsten Gabe des Mannes zu ehren. Die ansässigen Tschuktschen und Korjaken treten ihren Gästen die eigenen Frauen und Töchter ab, die diesen dann als Ehrentrunk eine Schale Urin darbringen. Die Tungusen und die Aleuten über-wiesen den Gästen ihre Töchter und Mägde, aber angeblich nie ihre Frauen (nach einigen Reisenden auch letztere).

Viele Naturvölker beschränken sich nicht auf eine Frau, und auch unter den Polarvölkern ist die Polygamie üblich. Wer reich genug ist, kauft sich mehrere Frauen; doch sind die meisten Männer monogam, da die Stargheit der polaren Welt wenige zu einem relativen Wohlstand gelangen läßt. Wo das Mutterrecht ausschließlich herrscht, ist Polygamie schwer möglich. Deshalb kann der Eskimo erst nach dem Tode seiner Schwiegermutter, der ihm ein eigenes Heim zu gründen gestattet, sich eine zweite Frau neben der ersten nehmen. Der gleiche Grund gilt nach dem oben be-richteten wohl noch mit weit mehr Recht für die Jätlmen, wenn berichtet wird, daß sie meist nur eine Frau haben. Die ansässigen Korjaken bauen für jede ihrer Frauen eine beson-dere Hütte, und die wandernden überweisen jeder einen Teil der Herden. Bei den Tungusen und den Jakuten herrscht die erste Frau über die anderen, späteren. Die Ostjaken heiraten gern die Schwester der ersten Frau, da sie für sie dann nur den halben Kalhm zu zahlen brauchen. Als bei den Ostjaken im 17. Jahr-hundert das Christentum eingeführt wurde, wurden die über-zahligen Frauen an andere Männer verheiratet, aber sie kehrten bald wieder zu den ersten zurück; sie betrachteten die Vielweiberei also nicht als unwürdige Sklaverei, nach ihrer realistischen Auf-fassung war eben jede weitere Frau nicht eine Nebenbuhlerin, son-dern eine willkommene Helferin im Haushalt. Seitdem hat das

Dr. A. Vyhnan in einem Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung“ alles Wissenswerte über sie in einer an Tatsachen reichen und gutgeordneten Darstellung zusammengefaßt hat. (Die Polarvölker, Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig; Preis geb. 1,25 M.) Wir geben aus dem Werke einen Abschnitt wieder, der unsere Leser besonders interessieren wird.

Christentum überall auf Monogamie hingewirkt — Wenigstens äußerlich —, so daß die Vielweiberei bald verschwunden sein wird, wozu wohl auch die durch die Einführung der christlichen Zivilisation bewirkte allgemeine Verarmung beigetragen hat. Schon länger monogam sind begreiflicherweise die Lappen.

Neben diesen rechtmäßig erworbenen Frauen gab es in Nordasien noch Nebenfrauen. Bei den Aleuten existierte eine Art von freiwilligen Nebenfrauen. War ein Mann ein besonders tüchtiger Jäger oder Fischer, so holten sich ihm Witwen und entlaufene Frauen von selbst an, so daß er deren oft 4—6 hatte; hatte er aber einmal Unglück, so liefen sie ihm ebenso schnell wieder davon und suchten sich einen andern.

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

Literarisches.

John Henry Maday: „Gedichte“ (Bernhard Jach. Treptow-Berlin 1909). In diesem starken, doch handlichen und geschmackvoll ausgestatteten Bande bietet der bekannte Lyriker eine kritische Auswahl aus seiner zwölfjährigen Gesamtproduktion. Es ist ihm Bedürfnis gewesen, seine dichterische und geistige Individualität, über die wohl mancher Leser seiner Einzelwerke im Zweifel geblieben sein mochte, in schärfer umrissener Bildlichkeit hier aufzustellen. Man kann sagen, daß ihm diese Absicht gelungen ist. Freilich, ob die Kritik hierbei zu einem günstigeren Ergebnis gelangt, ist eine andere Frage. Das epigonische Talent Madays tritt nur noch mehr hervor, und gerade in rein formaler Hinsicht meist veraltete, wenig plastische Bildsprache und Reimtechnik. Viel Rhetorik, spiralförmiger Schwulst und platonische Liebeslyrik. Modern gibt sich Maday nur da, wo er das Evangelium des „individualistischen Anarchismus“ verteidigt. Im Grunde aber scheint das nur modern; denn er steht da eigentlich auf den Schultern größerer Vorkämpfer. Zuletzt verliert er sich in nebenlose spirituellistische Phantasien, wozu ihm der aufmerksamste Leser nur mit Mühe zu folgen vermag. Trotzdem wird man die Großartigkeit der Ideen, die Kühnheit seiner Gedankenflüge, die edle Reinheit seines Wollens unbedingt anerkennen müssen. Schönes und Erhabenes findet sich genug; vorgetragen in jener absoluten Harmonie zwischen Stoff und künstlerischer Reife, die dann auch einen wirklich bedeutenden Dichter verrät. Manchmal klingt uns ein echter Ton anacreontischer Lebensfreude entgegen; ja zuweilen vermeinen wir Goethe, den Olympier selbst zu hören:

Die Andern lachten
und gingen vorbei.
Wir aber dachten,
Wie schön es sei:
So still zu gehen
Durch's freie Land
Im Abendwehen
und Hand in Hand.

Hier und da, wenn er auf Erden wandelt, erreicht er auch eine die Realität der Erscheinungen greifbar versinnbildlichende Wirklichkeitsmalerei, die trotz ihrer Knappheit einfach vollendet ist; so z. B. in „Sommersonntagmorgens“.

Ein Gedicht wie „Die Gewohnheit“ kann ruhig neben Hermann Lingg's Lied von der „Gemeinheit“ gestellt werden. Doch hören wir Maday:

Ich bin ein Morgentraum, der schwer
Auf deinem Herzen liegt;
Ich bin ein Kuß, der liebesleer
An deinen Mund sich schmiegt.
Ich bin die Stimme deiner Zeit,
Und wie du dich empörst:
Ich bins, auf die in Luft und Leid
Du stets als erste hörst.
Ich lenke dich mit leiser Hand.
Du ahnst nicht, wer ich bin.
Ich bin dir, die du nie gekannt,
Treueste Begleiterin:
Du kennst die Wahrheit, doch du lägst
Und dein ist meine Schuld;
Du liebst die Freiheit und du lägst
Dich feig — ich sprach: Geduld.
Ich bin der Trägheit dumpfer Hauch,
Dein Wille liegt erklafft;
Ich forge, daß aus altem Brauch
Stein neuer Ton sich rafft.
Ich nehme dich an meine Brust,
Wenn schmerzlich auf du schreist —
Ich bin es, der du unbewußt
Dein bestes Leben weisst!

Als ein Poet, der nach höchsten Zielen emporschaut, als „Mühner Fadelträger“ und Kämpfer für Wahrheit und Menschenbefreiung, obwohl mehr im Sinne der eigenen Persönlichkeit, wird Maday immer neben den besten Geistern genannt werden. K.

Naturwissenschaftliches.

Tier und Mensch. Am 3. Dezember sprach an Stelle des erkrankten Professors Martin Herr Professor Fischer aus Freiburg im Auftrage des Monistenbundes im Oberlichtsaale der „Philharmonie“ über das Thema: „Tier und Mensch“.

Ein prinzipieller Unterschied zwischen Tier und Mensch — führte der Vortragende aus — besteht nicht, weder nach der Körperlichkeit, noch nach der geistigen Seite hin. Daß wir Menschen in körperlicher Beziehung dem Tierreiche und zwar dem Stamme der Wirbeltiere und hier der Klasse der Säugetiere und unter diesen wieder der Ordnung der Primaten oder Serrantiere angehören, ist heute durch die Ergebnisse der vergleichenden Anatomie und Histologie, Physiologie, Pathologie und Embryologie bis ins kleinste Detail hinein endgültig bewiesen und es gibt keinen einzigen Biologen, der daran noch zweifelt. Daß wir Menschen aber auch in geistiger Hinsicht nicht durch eine unübersteigbare Scheidewand von den Tieren getrennt sind, auch das steht heute für die meisten Biologen fest. Begründet kann diese Ueberzeugung werden durch den Nachweis, daß erstens einfachste Formen von Empfindung, Gedächtnis und Vorstellung auch bei Tieren und vor allem bei Säugetieren vorkommen; zweitens das Seelenleben beim menschlichen Einzelwesen sich erst allmählich entwickelt, wie es auch im Laufe von Jahrhunderten bei der Menschheit sich weiter fortgebildet hat. Der Abstand, der in geistiger Beziehung zwischen Mensch und Tier gefunden werden kann, ist nur ein quantitativer, aber kein qualitativer. Damit soll natürlich nicht die gewaltige Kluft weggeleugnet werden, die sich heute aufstut zwischen uns und den Tieren, besonders darin, daß die Tiere nicht abstrahieren können und auch kein Selbstbewußtsein haben. Dieser gewaltige Abstand ist aber erst im Laufe der Anpassung des Menschen an seine Existenzbedingungen entstanden, er ist ein Produkt der Entwicklung und ist nicht von allem Anfang an vorhanden gewesen. Wie wir ja innerhalb der Menschheit selbst wieder ganz gewaltige Unterschiede in bezug auf die geistige Ausbildung der verschiedenen Individuen und Rassen feststellen können, man denke nur an den geistigen Abstand zwischen einem Goethe und einem arbeitsamen Australneger. Kurz der Mensch gehört auch seiner geistigen Seite nach in die Natur hinein, die verhältnismäßig hohe Ausbildung, die das Geistige beim heutigen Kulturmenschen aufzeigt, ist kein Grund, ihm eine Sonderstellung in der Natur anzuweisen. B.

Technisches.

Betonische Entwicklung im Hochbau. Während bis vor wenigen Jahren die Betonkonstruktionen in Deutschland nur auf Brücken, Hafenanlagen, Abflußröhren usw. Anwendung fanden, geht man jetzt mit Riesenschritten darauf, auch im Hochbau die Betonmasse zu verwenden. Indem man die Mischung mit Eisenstäben armiert, ihr also dadurch einen festeren Halt gibt, hat man sie erfolgreich zu den verschiedensten Konstruktionen anzuwenden versucht. Große Wasserreservoirs und Gasometeranlagen, die sonst nur in Stein gemauert wurden, bildeten den Uebergang. Bald folgten Gewölbedecken in Kirchen, wobei man mit Leichtigkeit den gotischen Stil nachahmte. Bei Wohn- und Geschäftshäusern sowie großen Fabrikanlagen sind die aus Zement, Wasser und Sand hergestellten Deden, die innerlich mit Eisenstäben gefestigt sind, längst nichts Neues mehr. Aber der Beton eroberte sich immer neue Betätigungsbereiche. Nicht nur auf getadete Deden und gotische oder romanische Gewölbe blieb er beschränkt, sondern bald ging man dazu über, ganze Gebäude aus Betonmasse aufzuführen. In Berlin war das neue Gefängnis in Regel der erste Versuch in dieser Richtung. Man stellte die Bretterformen auf und stampfte die Masse hinein. So wurden Umfassungsmauern, Scheidewände, Säulen usw. unter Ausschluß des Steinmaterials nur aus Beton hergestellt. Während früher die Baupolizei dieser Neuerung sehr skeptisch gegenüberstand, hat sie diese jetzt allgemein genehmigt, und seit drei Jahren werden die meisten größeren Geschäftsgelände in Beton ausgeführt; z. B. das große Postamt-Kaufhaus in Berlin sowie auch das Warenhaus Jandorf am Kottbuser Damm sind ausschließlich aus Betonmasse gestampft, und zwar vom Kellergehöf bis unter den Dachstuhl. Auf diesen letzteren beschränkte sich die Eisen- und Holzkonstruktion. Doch auch hierin beginnt sich bereits wieder eine Umwandlung zu vollziehen. In Hamburg hat man in diesem Jahre schon den Versuch gemacht, das Holz im Dachstuhl durch Beton zu ersetzen. Man hat alle Holzteile, wie Säulen, Zangen, Rahmstücke usw. aus armerter Betonmasse hergestellt und nur die Sparren aus Holz genommen, die man dann auf das Betongestänge aufhängte. Also wieder eine Neuerung. Bei den Wänden in Fabrikanlagen hobelt man bereits die Bretter, die als Form und vorläufiger Halt für die Masse dienen, glatt und erpariert somit den Buz. Durch fortwährend erneute Versuche erschließt man der Anwendung des Betons immer weitere Gebiete, so daß man mit Recht von einer Revolutionierung des Baugewerbes durch den Beton sprechen kann.